

Immer noch wie ein kleines Wunder

Jedes Jahr bringen in der Universitätsklinik bis zu 40 mit dem Aids-Virus infizierte Frauen gesunde Kinder zur Welt. Die Ärzte im HIV-Center beraten diese Mütter vor, während und nach der Schwangerschaft. *Von Mona Jaeger*

Einmal hat Monika Steffen schon versucht, es ihrem Sohn zu erklären. Da sagte sie ihm, dass in ihrem Körper viele kleine Kugeln seien, die sie krank machten. Doch dann verschlug es ihr die Sprache – und sie schickte den Fünfjährigen auf den Spielplatz. „Ich habe gemerkt, dass er es noch nicht verstanden hätte“, sagt Monika Steffen, die ihren richtigen Namen ebenso wenig nennen möchte wie die anderen Betroffenen, heute. Sie ist HIV-positiv. 1989

ren Traum von einer großen Familie glauben. „Doch dann kam ich hierher“, sagt sie und meint damit das HIV-Center der Frankfurter Universitätsklinik. Völlig verunsichert, wie ihre Zukunft mit der Krankheit aussehen sollte, betrat Monika Steffen die Räume der Station. „Und plötzlich fühlte ich mich gut aufgehoben und verstanden“, erinnert sie sich. „Besonders wegen Doktor Annette Haberl.“ Der HIV-Behandlerin lief Monika damals direkt in die Arme und erzählte ihr von ihrer Krankheit. „Zu Beginn war sie so schüchtern und verängstigt. Aber jetzt ist sie eine der stärksten Frauen, die ich kenne“, sagt Haberl.

Jedes Jahr kommen zwischen 30 und 40 mit dem HI-Virus infizierte Mütter in die Uniklinik und bringen dort ihre Kinder zur Welt – gesunde Kinder. „Etwa drei Wochen vor der Geburt bekommt die Mutter einige Medikamente, die die Menge an HI-Viren im Blut senkt“, erläutert Haberl. So sei sogar eine natürliche Geburt möglich, während bis vor einigen Jahren Kinder von Infizierten immer mit dem Kaiserschnitt auf die Welt gebracht werden mussten. In der Schwangerschaft selbst bestehe generell keine Gefahr der Ansteckung für das Kind, weil es einen von der Mutter getrennten Blutkreislauf habe, fügt die Ärztin hinzu. Nach der Geburt bekomme das Neugeborene noch einige Wochen ein Medikament und sei dann mit einer Wahrscheinlichkeit von 98 Prozent gesund. Ohne Medikamente liege die Wahrscheinlichkeit einer Ansteckung dagegen bei 25 Prozent.

Annette Haberl arbeitet seit zehn Jahren in der Spezialsprechstunde des HIV-Centers. „Wenn eine schwangere Frau anruft und sofort einen Termin will, weil sie zum Beispiel kurz zuvor erfahren hat, dass sie infiziert ist, bekommt sie den auch.“ Hier gebe es einen geschützten Raum für die Frauen, neben der medizinischen Beratung könnten sie auch mit einem Psychologen sprechen. Am Anfang stehe dabei immer die Frage, ob nur die Übertragung des Virus auf das ungeborene Kind verhindert werden oder auch schon die Mutter behandelt werden müsse, je nachdem wie weit die Krankheit schon vorangeschritten sei. „Meine Arbeit ist für mich total befriedigend“, sagt Haberl. „Ich ziehe den Hut vor all diesen starken Frauen.“

Und die Ärztin will diese starken Frauen zusammenbringen. „Wenn von Aids oder HIV die Rede ist, dann denken die meisten Menschen an homosexuelle Männer. Erkrankte Frauen werden gar nicht wahrgenommen.“ Aus diesem Grund organisiert Haberl immer wieder Tage der offenen Tür im HIV-Center. „Die Frauen sollen sich vernetzen und austauschen.“ Denn häufig stehe die Krankheit erst ganz hinten auf der Prioritätenliste der Infizierten. „Sie kümmern sich erst um ihre Familie und ihren Beruf. An letzter Stelle stehen sie dann selbst.“

Außerdem schämten sich viele der Frauen für ihre Krankheit und lebten isoliert, aus Angst vor den Reaktionen anderer Menschen. Diese Angst hat auch Monika Steffen. „Meine Kinder würden von ihren Mitschülern bestimmt gehänselt, wenn herauskäme, dass ihre Mutter positiv ist.“ Wenn keines ihrer Kinder mehr in die Schule geht, dann will sie es ihnen sagen, das Jüngste ist fünf Jahre alt. Steffens früherer Mann kam nach einiger Zeit nicht mehr mit ihrer Krankheit klar und erzählte im Bekanntenkreis, dass seine Frau die „Seuche“ habe. Danach kam für Monika Steffen die Krise. „Ich war so froh, im HIV-Center Menschen zu finden, denen ich mich anvertrauen konnte. Denn nicht jeder will sich das anhören.“

Stefanie Müller läuft ihrem zwei Jahre alten Sohn im Flur hinterher. Am Ende des Ganges angekommen, dreht er sich um lacht seine 35 Jahre alte Mutter an. Stefanie Müller und ihrem Sohn geht es gut, obwohl auch sie das Virus hat. Sie setzt sich den Kleinen auf den Schoß und er-

zählt, wie sie im Behandlungszimmer des Frauenarztes in Ohnmacht fiel, als der ihr sagte, dass sie infiziert sei. „Ich hatte wegen der Schwangerschaft einen Termin und nie daran gedacht, mich auf HIV testen zu lassen.“ Doch der Arzt machte ohne ihr Einverständnis den Test. Das ist in Deutschland verboten; eine Beratung vor dem Test ist vorgeschrieben.

Stefanie Müller wusste, von wem sie das Virus bekommen hatte. Immer wieder rief sie diesen früheren Partner an, wollte ihn fragen, warum er ihr nicht gesagt hatte, dass er krank war. Doch er rief nie zurück. „Ich war so wütend“, sagt sie. Kurz darauf kam sie in die Sprechstunde in die Uniklinik und ließ sich beraten. Die Schwangerschaft verlief ohne Komplikationen. Heute habe sie einen Partner, der ihre Krankheit von Anfang an akzeptiert und nie daran gedacht habe, sie deswegen zu verlassen, erzählt sie. „Noch beeinträchtigt mich die Krankheit überhaupt nicht. Ich muss auch keine Medikamente nehmen.“ Und noch weiß ihr Sohn nichts davon, dass seine Mutter schwerkrank ist. „Wenn er hinfällt und eine kleine Wunde hat, klebe ich einfach ein Pflaster drauf. Ich bin da nicht besonders vorsichtig.“ Das findet Annette Haberl genau richtig: „Die Mütter sollen ganz normal mit ihren Kindern umgehen. Die Gefahr, dass sie sich anstecken, ist sehr, sehr gering.“

Die Räume des HIV-Centers füllen sich langsam mit Müttern und kleinen Kindern. Haberl begrüßt sie, nimmt die Kinder auf den Arm. „Die Betreuung endet nicht mit der Geburt“, sagt sie. Alle paar Monate kämen die Frauen hierher und testeten, wie hoch die Konzentration an Antikörpern in ihrem Blut sei. „In den Gesprächen merke ich dann, dass sich nur ganz wenige Frauen mit Aids untereinander kennen.“ Deswegen sei sie auch so froh, dass der Zonta-Club Frankfurt, ein Netzwerk von berufstätigen Frauen in leitenden Positionen, nun schon zum dritten Mal das HIV-Center finanziell unterstützt: in diesem Jahr mit 5000 Euro.

Monika Steffen und Stefanie Müller können höchstens erahnen, was in den nächsten Jahren noch auf sie zukommen wird. „Ich verdränge die Krankheit, so gut es geht, und nehme die Medikamente, die ich nehmen muss, damit es mir besser geht“, sagt Steffen. Haberl sieht die Frau stolz an und sagt: „Hier geht es nicht um das Ende. Hier geht es um das Leben.“



Den Blick immer nach vorne: Stefanie Müller mit ihrem Sohn